

(Nachdruck verboten.)

17)

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Peter sah nicht rechts noch links; mit hängendem Blick, den Kopf zu Boden gesenkt, mit schlaff baumelnden Armen und schlorrenden Füßen ging er die Dorfstraße hinunter. Er beachtete kein Gutentag und keinen Zuruf, er hörte auch nicht den Schrei eines neugeborenen Kindes, der hell und kräftig über den Schneiderschen Hof gellte.

Er dachte nach, er dachte, daß ihm der Verstand knackte und seine Stirn sich senktete.

Ehe er in die Kirche trat, zog er in dem versteckten Winkel beim Weihwasserbecken rasch noch einmal den Thaler hervor. Sein düsterer Blick wurde heller, wie er den betrachtete, fallenscharf. Ein triumphierendes Lächeln umspielte seinen Mund und um seine Augen zuckten schlaue Fältchen; er stand ganz in Betrachtung verloren. Da, Tritte! Er fuhr zusammen, blitzschnell verschwand der Thaler in der Tasche.

Pferdegetrappel, Räderrollen; ein Wägelchen nahte, der Reisende fuhr vorbei, zum Dorf hinaus. Peter streckte den struppigen Kopf um die Ecke und sah ihm mit höhnischem Grinsen nach, dann lenkte er gewohnheitsmäßig den Finger ins Weihwasser, bekreuzte sich flüchtig und trat in die Kirche.

Drinnen war der geistliche Herr. Die Hände überm Bauch gefaltet, auf dem guten Gesicht den Ausdruck rätloser Verzweiflung stand er vor den Trümmern des ehrwürdigen Kronleuchters.

Mitten ins Schiff war der hernuntergestürzt; viele, viele Jahre hatte er schon an der weißgetünchten Decke gehangen, seine tropfenden Kerzen hatten an hohen Feiertagen gebrannt, mit ihrem zitternden Licht den Andächtigen geleuchtet und dem geheiligten Raum eine noch höhere Weihe verliehen. Wie ein himmlischer Strahlenkranz, ewig wie Sonne, Mond und Sterne, hatte er über der Gemeinde geschwebt; da war kein Mensch im Dorf, der nicht mit Stolz zu dieser Hauptzierde des Kirchleins hinaufgesehen und bei besonderen Gelegenheiten eine Kerze in den Kranz gestiftet hätte.

Nun lag er unten. Die Vergipsung an der Decke hatte sich gelöst, in einer Wolke von Staub war er niedergefahren, mit einem dumpfen Dröhnen aufschlagend; Schutt und Klaff kamen nachgeprasselt, ja, ein ganzer Mauerstein.

Schadensbleich eilte der Küster zum Pfarrer. Wer sollte den Schaden nun reparieren? Das Einmauern war nicht so schwer, aber der schöne Kronleuchter war arg zugerichtet; seine zimmerneu Arme waren verbogen, die Stacheln, drauf die Kerzen gespießt wurden, und viele der flachen Lichtkerzen darunter abgebrochen.

Der Pfarrer rang die Hände, der Küster jammerte — was würde das kosten, ließe man einen Künstler, der das wieder herstellen konnte, kommen! Oder gar das kostbare Stück per Aze weit über die Berge schaffen! Immer wieder wischte sich der geistliche Herr mit dem Sackuch über die Stirn, nahm auch eine Prise um die andere und trommelte nachdenklich auf der Schnupftabaksdose.

Endlich sprach eines der Weiber, die sich neugierig vor ihre Thüren gestellt hatten, von Pittchen.

Der konnte alles! Der einen hatte er einen neuen Boden in den Milcheimer gesetzt, der andren die Wanduhr, die immer stehen blieb, zum Gehen gebracht; dieser das plattgetretene und verbogene Amuletten mit den heiligen drei Königen schön aufgehämmert; jener den in zwei Stücke gebrochenen Eherring so zusammengefügt, daß ihm kein Mensch mehr was ansah. Ohrringel, Broschen und Kreuzchen, Uhren und Ringe und Hausgerät, alles konnte der Peter ganz machen, wenn er nur wollte. Warum denn dies nicht?

„Pittchen, holt Pittchen!“

Der Herr Pastor drehte auf seinem Heimweg, den er trübseelig angetreten hatte, noch einmal zur Kirche um.

Und nun war der Peter da. Die Hände in den Hosentaschen, mit gespreizten Beinen, das Maul schief gezogen, stand er und besah den Schaden.

„Jao, jao, e su es et. Jao, jao, et es nau e su!“ Er

wiegte den Kopf und sah schläfrig drein, ohne jegliches Interesse.

„Stüntet Ihr das nicht wieder reparieren?“ sprach der Pfarrer.

„Nä, nä, dat es net mein Metjä (Geschäft)!“

„Seht einmal, Riffert!“ Der geistliche Herr bückte sich und hob eines der abgebrochenen Stücke auf. „Ich denke, das ließe sich wieder anlöten. Das ist Euch gewiß leicht möglich. Mit Metall und so was hantieren, löten und hämmern und gießen und feilen, was weiß ich, das schlägt doch in Euer Fach!“

Einen raschen Blick von unten herauf warf Pittchen auf den Geistlichen; es war ein eigentümlicher Blick, ein schlauer Blick, in dem zugleich plöcklicher Argwohn dümmerte. „Wat beliebt?“ fragte er lauernd. „Wie maant dän gaastlichen Hähr dat? Ech haon ganz simpel Schlosser gelernt, met su ebbes Appartem haon ech nie neist im Sinn gehatt. Nä, duh mößt Ihr bei ener anteren Dühr anklappen! Lao kann ech neist bei maachen!“

„Aber Ihr könnt es doch versuchen,“ bemühte sich der Pfarrer, ihn zu überreden. „Sie sagen alle, Ihr seid so geschickt!“

„Wän haot dat gesaot?“ Peter warf einen unruhigen Blick um sich.

„Nun, nun“ — der geistliche Herr lächelte arglos — „das ist doch keine Beleidigung! Du bist zu bescheiden, mein Sohn: „Was Du zur Ehre der Kirche versuchst, wird Dir schon gelingen. Die Heiligen werden Deine Arbeit segnen, die allernädigste Himmelskönigin wird sich Deiner erbarmen.“ Er hob die Hand: „Sei ohne Zucht!“ Und dann in milder salbungsvollem Tone: „Wir haben da vielerlei altes Zinngerät in der Sakristei, wir wollen einmal zuschauen, Riffert, ob Ihr davon nichts zum Ausbessern verwenden könnt. Zinn schmilzt sich leicht — schön verarbeitet, ja, ja, kann man's von Silber kaum unterscheiden.“

Wieder dies seltsame rasche Aufblicken in Peters Augen. Er widersprach nicht mehr.

In der Sakristei war's kellerig und roch nach Moder und Weichrauch; Peter schloß die Thür hinter sich.

Da hingen Chorhemden und Neßgewänder, ein in Leder gebundenes Buch lag auf dem Tisch, lauter Requiriten für den Gottesdienst. Peter besaß sich wohl, wie er als kleiner Junge sich hier einmal hineingestohlen und mit andachtsvoller Neugier alles durchmustert hatte. Die Reugier war noch da, aber die Andacht war weg.

Seine Blicke stöberten in allen Winkeln herum und blieben dann auf dem alten Schrank in der Ecke haften. Da mußte das Zinngerät drin sein! Er hätte hinstürzen mögen, ihn aufreißen — Zinn, Zinn! Bald hielt er's in der Hand, ein Metall, aus dem sich was formen und gießen ließ, man mußte es nur versteinen.

Seine Hand tastete verstoßen nach dem Thaler in der Brusttasche — da war er noch! Er presste die Hand fest dagegen — nun drückte er ihn ans Herz.

Umständlich rappelte der geistliche Herr mit dem Schlüsselbund, endlich hatte er den richtigen Schlüssel gefunden; knirschend drehte der sich im Schloß, widerwillig gab das nach, so schwer sprang es auf, daß Wurmehl aus der zerfressenen, dunkelgebeizten Schrankthür stäubte.

Da stand die Monstranz, verhängt mit weißem Muttüchlein, neben Kelch und Hostienstrein; und da, im alleruntersten Fach, verstaubt und zerbrochen, lauter altes Gerümpel, darunter eine verbeulte Lauffchale; und hier, mit den gebrochenen Enden herausstakend, ein paar in Stücke gegangene Altarleuchter.

Der Geistliche bückte sich und frante in dem Wust. Peter beugte sich über seine Schulter, den Mund offen, die Augen aufgerissen, rasch atmend.

„Da,“ sagte der Pfarrer und streckte ihm ein paar Leuchterarme hin, „nur Zinn, aber jetzt Goldeswert. Ist das genug zur Reparatur?“

Peter hatte mit einem raschen Blick alles überflogen; auf die Lauffchale sehen und sie über die Schulter des andern weg herauszerren, war eins. „Nä,“ sagte er schnell, wog die Schale einen Augenblick in der Hand und versteckte sie dann halb hinterm Rücken. „Dat haon ech eweil aach noch nettig!“

„Nimm Dir nur! Nimm Dir nur, was Du brauchst, mein Sohn,“ schmunzelte der Pfarrer, erfreut über Peters Willfährigkeit. „Alles noch aus dem vorigen Jahrhundert, wertloser Plunder; da mußte sich unsere Kirche zu ihren heiligen Zwecken armseliger Zinngefäße bedienen. Aber die Heiligen werden es in Deiner Hand segnen. Uff!“ — er erhob sich feufzend von den Knien und stäubte seine Hosens ab — „ist das eine Ungelegenheit! Gätt' ich das heute morgen geahnt, als ich so friedlich schlummerte! Nun geh', mein Sohn!“ Er legte seine Hand wie segnend auf Peters Schulter. „Du leihst Deine geschickte Hand zu gutem Werk. Quod bonum felix faustumque sit! Hol Dir den Kronleuchter beizeiten ab, der Küster wird Dir helfen.“

Peter antwortete nicht mehr; die Taufschale vorn im Rod, die Leuchterarme, allen sichtbar, in der Hand, eilte er zur Kirche hinaus.

Draußen gesellte sich Tina zu ihm; sie sah verfroren aus und drängte sich dicht an ihn, als suche sie Wärme bei ihm.

„Biste mer bees, Pittchen?“

„Nä,“ murmelte er zerstreut.

Sie trippelte neben ihm her. „Pittchen, maachste am Sonntag met nao Oberkail? Se dazzen beim Pauly. Holste mech bei de Musfik, dann“ . . .

Als er schwieg, funkelten ihre Augen; sie verzog spöttisch den Mund: „Da lau, et es nor gud, dat dernaach de Mannsleider widder kommen! Dau bis e su en potver (arm) Luder, hast net emol e Kastemannsche, om dei Mädsche zu traktieren!“

(Fortsetzung folgt.)

John Ruskin.

Man schreibt uns aus London: Zu dem am Sonnabend verstorbenen John Ruskin verliert England einen Schriftsteller, der auf die Ideenwelt seiner Epoche einen sehr großen Einfluß ausgeübt hat und in dem die englischen Arbeiter einen warmherzigen Freund und Förderer ihrer Sache verehren. Unter den heute wirkenden englischen Sozialisten befinden sich nicht wenige, die zuerst durch Ruskin auf den Weg zum Sozialismus gebracht wurden, und namentlich in der Künstlerwelt und den literarischen Kreisen sind dem Sozialismus viele Parteigänger durch Ruskins Lehren zugeführt worden. Der sozialistische Dichterkünstler William Morris war ein Schüler Ruskins, und seine Utopie „Kunde von Nirgendwo“ atmet in vielen Punkten Ruskinschen Geist.

1819 als der Sohn eines gläubigen Weinhändlers (der nach ihm „ein durch und durch ehrlicher Kaufmann“ war) und einer streng puritanisch gesinnten Mutter geboren, vertritt Ruskin die entschiedenste Opposition gegen den mächtigen, kommerziellen Militarismus, wie er im dritten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts England beherrschte. In vieler Hinsicht sich mit Carlyle berührend, von dem er stark angeregt wurde, ist er in seinen Forderungen bestimmter und radikaler als dieser — radikal hier nicht im politischen Sinne genommen, denn politisch war Ruskin eher ein Mann der äußersten Rechten. Indes kann man ihn überhaupt nicht in irgend eine Parteigruppe unterbringen. Er konnte heute ultrareaktionäre Ansichten äußern, um morgen seine Verehrer durch höchst revolutionäre Ausführungen zu überraschen. Er war eine Art Rousseau des 19. Jahrhunderts, ein Romantiker, der die Zivilisation, wie er sie vor sich sah, haßte und viele Einrichtungen der Vergangenheit — des feudalen Mittelalters — hochpries, ohne sich doch zu vergehen, daß sich dieses nicht wieder heraufzaubern ließ. Wie aus Rousseau, kann auch aus ihm der Reaktionsär wie der Revolutionär Nahrung ziehen.

Solche innern Widersprüche sind nicht selten, aber sie waren bei Ruskin tiefer und äußerten sich kräftiger, wurden von ihm schärfer ausgearbeitet als man es anderwärts findet. Er war eine zu ernste, zu aktive Natur, um es beim andächtigen Schwärmen bewenden zu lassen. Er hatte ein gutes Stück von jenem quixotischen Zug, wie man ihn gerade in England so häufig findet, als die natürliche Reaktion gegen den alle Eigenheit erlösenden konventionellen Schliß, die Tyrannei der Routine. In dieser Rebellion gegen die uniformisierende Tendenz der Zeit wurzelt sein Haß gegen Eisenbahnen, Maschinen, die Photographie, der sich so oft in absurden Protesten geäußert hat. Aus ihr erklärt sich sein häufiges Kämpfen gegen Windmühlen — richtiger eigentlich für Windmühlen, d. h. für die Erhaltung unrettbar verfallener und das Aufhalten unwiderstehlich vorschreitender Institute und Methoden. Aus ihr erklärt es sich, daß man in seinem System die tiefsten Wahrheiten neben hoffnungslosen verkehrten Ansichten, oder oft das Eine mit dem Andern in ihm verkoppelt findet, daß er, der das Individuelle so überaus hoch stellt, den Liberalismus wie den Teufel zu hassen erklärte, daß er sich über den römischen Katholizismus in wegwerfendster Weise äußerte und doch in Religion und Kunst sein Lied anstimmen konnte. Er konnte den extremsten Tory überbieten — „Carlyle und ich,“ erklärte er einmal, „kämpfen allein noch in

England für Gott und die Königin“ — und er konnte mit den Sozialisten und Anarchisten in Verurteilung der Ausbeutung der Menschen durch Menschen weitestehen.

Wie diese anscheinend unvereinbaren Widersprüche versöhnen? Nun, indem wir als die Grundtendenz des Ruskinschen Wirtens die Bekämpfung des auflösenden, die Menschen nur als Käufer und Verkäufer gegenüberstellenden Princips und das Streben betrachten, den Menschen über das Werkzeug zu erheben, die Hand über das automatische Gerät zu stellen, dem Leben durch die Kunst einen höheren Inhalt zu geben. Die Kunst sollte das Leben aller durchdringen, der letzte Arbeiter sich in seiner Art als Künstler fühlen. Daher der Widerwille gegen die Mechanik in der Produktion, der Wunsch, sie auf die größten Arbeiten zu beschränken, das Sträuben gegen die Mechanisierung des Reisens, wie es die Eisenbahn — dieser buchstäblichste Vertreter des „Fahrens im vorgezeichneten Geleise“ — vertritt, die Abweisung der Lichtdruckmethoden als unfähig, wahrhaft künstlerische Abbildungen hervorzubringen, und geeignet, das Verständnis für solche zu erlöten.

Am Abend seines Lebens hat Ruskin sich von der Voreiligkeit mancher dieser Urteile überzeugen müssen und auch richtig seine Irrtümer eingestanden. So als er vor einigen Jahren öffentlich zugab, daß die photochemischen Vielfältigungen Feinheiten in der Schattierung wiedergeben können, die kein Kupferstich übertrifft. Damit ist aber nicht das widerlegt, was er wollte oder worauf es ihm ankam, sondern nur sein Urteil über ein bestimmtes Mittel, und das gilt auch von manchen seiner andern Verdonnerungen, die uns heute nur noch als Scherz erscheinen. Kein Protest hat die Verdrängung der Ruskin so liebtwerthen Positivische durch die Eisenbahn verhindern können, aber die Mechanik hat Mittel erzeugt, die auch Leuten, denen die Postkutsche zu teuer, ein Reisen außerhalb der Geleise möglich machen. Ähnlich mit seinen Versuchen, die Webererei auf dem Handstuhl wieder zu Ehren und Einträglichkeit zu bringen. All das ist entweder schon vergangen oder wird in der Form, wie er es einrichtete, vergehen, gerade wie seines Schülers Morris Handpresse. Aber von dem, was er in seinen kunstkritischen Aufsätzen gegen die verfallende Modemalerei geschrieben, was er in Schriften wie „Unto this last“ — bis zu diesem letzten (Arbeiter) — und „Fors clavigera“ (die den Schlüssel führende Straß) gegen die damals herrschende ökonomische Richtung ausgesprochen hat, von seinen so c i a l p o l i t i s c h e n Lehren, ist vieles unvergänglich, vieles heute schon zum Teil verwirklicht oder auf dem sicheren Wege der Verwirklichung. Allerdings muß man hier mehr auf den Grundgedanken gehen, der seinen Vorschlägen zu Grunde liegt, als auf die Form, die er ihnen giebt, und darf nicht vergessen, daß sie von einem Mitglied der besitzenden Klassen (Ruskin war sehr wohlhabend) zu einer Zeit aufgestellt wurden — Unto this last erschien 1860 — wo die englische Arbeiterbewegung ziemlich am Boden lag und die Masse der britischen Arbeiter noch geistig sehr tief stand. Vergißt man das und hält man sich an den Buchstaben, so wird Ruskin heute den meisten als ein Reaktionsär erscheinen, als ein konservativer Staatssozialist. Tatsächlich hat Ruskin mit seinen eindrucksvollen Protesten gegen die Allherrschaft des Dogmas vom Einkauf auf dem billigsten und Verkauf auf dem teuersten Markt, mit seinen pädagogischen Ermahnungen, das Leben und nicht den Reichtum an die Spitze zu stellen und dem Leben auch des letzten Arbeiters einen Inhalt zu geben, den Arbeitern „bis auf den letzten“, die größte Arbeit verrichtenden Arbeiter einen auskömmlichen Lohn zuzugestehen, die Lohnsätze ebenso von Angebot und Nachfrage unabhängig zu machen wie die Befoldung der Staatsbeamten, so daß die Beschäftigung lediglich von der Leistung abhängig gemacht wird, mit seinem Eintreten für die allgemeine und freie Volksschule, und ähnlichen Reformvorschlägen nur für den sozialen Fortschritt gewirkt, den Parteien, die ihn auf ihre Fahne geschrieben, Argumente geliefert und viele tüchtige Leute zum Eintritt in ihre Reihen bewogen.

Er war vor allem der Prophet des Adels aller wirklich zum Leben nützlichen Arbeit und des edlen Verbrauchs der Güter des Lebens. Er verwarf den inhaltslosen Luxus und scheute sich nicht, von einem Straßenschüler in dessen Kunst sich unterrichten zu lassen, selbst eine Zeit lang den Wesen zu führen und seine Schüler in dessen Gebrauch zu unterweisen, oder, in Entrüstung über das Uebermaß von Zeit, das für den Sport aufgewendet wird, unbestimmt um allen Spott, mit seinen Anhängern unter den Studenten den Spaten in die Hand zu nehmen und eine Landstraße bei Oxford auszubessern, zu welchem Behufe er bei einem Straßenschüler sich in Steinlopfen unterrichten ließ. Selbstverständlich verwarf er nicht jedes Spiel oder predigte er gar die Arbeit in der Art der Katechismen. Die Arbeit sollte erheben aber nicht erdrücken. In gewissem Sinn kann man sagen, daß er auf seine Art und in konkreter Weise das vertrat, was Schiller als die ästhetische Erziehung des Menschen bezeichnete. Die Arbeit als Kunst angesehen, das war sein Ideal. Und das war mit dem ökonomischen Dogma, das in der Mitte des Jahrhunderts England beherrschte, unvereinbar. Daher seine flammenden Proteste. „Soweit ich die Geschichte kenne,“ schrieb er in Unto this last, „gibt es nichts, was dem menschlichen Geiste so zur Schande gereicht, als die modernen Ideen, daß das Princip „kaufe auf dem billigsten Markt und verkaufe auf dem teuersten“, ein geltendes Princip nationaler Oekonomie vertritt oder zu irgend einer Zeit vertreten könnte. Kaufe auf dem billigsten Markt? Ja, aber was machte euren Markt billig? Holzstohle mag zwischen dem Giegender eures Daches billig sein, wenn Hans und Heim durch Feuer zerstört wurde. Nach einem Erdbeben, mögen

Bausteine in euren Straßen billig zu haben sein, aber werdet ihr deshalb sagen, daß Feuer und Erdbeben nationale Wohlthaten sind, weil ihr nach ihren Verwüstungen und Zerstörungen Dinge billig einkaufen könntet? Und dessen seid sicher, daß wenn ein Artikel billig ist, ihr hinter ihm, wenn ihr nur den kommerziellen Schleiher hinwegziehen könntet, Feuer der Zerstörung menschlicher Freuden oder Erdbeben der Erschütterung menschlichen Glücks erblicken würdet." Und an einer andern Stelle: „Die Kraft des Goldstücks, das ihr in eurer Tasche habt, hängt durchaus von dem Fehlen des Goldstücks in der Tasche eures Nächsten ab. Brauchte er es nicht, so würde es für euch von keinem Nutzen sein. Der Grad seiner Macht hängt gerade von dem Bedürfnis oder dem Verlangen ab, das er nach ihm empfindet, und die Kunst, euch Reichtum zu erwerben, ist in dem Sinn, den ihr die landläufige kommerzielle Oekonomie giebt, gleichzeitige und notwendige die Kunst, euren Nächsten arm zu erhalten.“ So predigte er seiner Gemeinde und erzog er sich in einer Zeit, wo der sozialistische Gedanke in England brach lag oder vergebens nach Einfluß auf das nationale Leben rang, eine Anhängerschaft heran, aus deren Reihen die Männer hervorgingen, die Anfang der achtziger Jahre von neuem das Wort der Organisation einer sozialistischen Partei aufnahmen. In der Welt der Arbeiter und Sozialisten Englands ist der Name Auskins hochgeehrt. Von den Schriftstellern, die nicht selbst der Bewegung angehörten, stand keiner ihrem Herzen so nahe, hat keiner so sie zu packen und zu erheben gewußt als John Ruskin. —

E. B.

Kleines Feuilleton.

— **Deutschland im Jahre 1841.** Dem Jahrgang 1841 des „Telegraph für Deutschland“ entnimmt die „Ängl. Rundsch.“ eine Reihe kleinerer Nachrichten und Mitteilungen, die ein Stückchen zeitgenössischer Kulturgeschichte darstellen: Die Leipziger treiben ihren Musik-Enthusiasmus etwas weit. Eine Modistin verkauft Konzert-Varettis unter dem Namen: Mendelssohns Auge! — Bei Wed in Nordlingen ist eine Vroschüre herausgekommen: „Das Fegfeuer von seiner lieblichen Seite betrachtet.“ — In der „Kollner Zeitung“ fordern die Hausfrauen den Theaterdirektor Spielberger auf, das Theater früher beginnen zu lassen, weil es ihnen sehr schwer würde, Schellfische und Kartoffeln für den Mann, der erst um 10 Uhr aus dem Theater käme, warm zu halten. — Vor kurzem wurde in verschiedenen Blättern die öffentliche Auspeitschung einer Menge Handwerker in München erwähnt, die sich gegen ein willkürlich polizeiliches Verbot solten aufgelehnt haben. Man machte sich Hoffnung, diese bairische Maßregel näher beleuchtet und von oben herab gerügt zu sehen. Uns soll doch wundern, wie lange sich die Deutschen in Ohrfeigen und Stockprügel finden! —

— **Eine Straußenfarm im Kapland.** In der südafrikanischen Wildnis nördlich von Port Elizabeth ist, wie der „Kölnischen Volkszeitung“ aus Kapstadt geschrieben wird, von den Jesuiten-Missionären eine Straußenfarm angelegt worden. Vor 30 Jahren war die Straußenzucht noch unbekannt — Jäger erlegten die wilden Vögel, um ihre wertvollen Federn zu erlangen. Heute wird der Strauß, anstatt getötet zu werden, in Einfriedigungen gehalten, und alle acht bis neun Monate wird ihm der losbare Schmutz abgenommen. Dumbrody, dies ist der Name der Jesuiten-Mission, hat einen Flächenraum von 7000 Acres. Die Unmöglichkeit, diese im Urzustand übernommene Ländersrede ausschließlich landwirtschaftlich auszunutzen, veranlaßte die Jesuiten zur Einführung der Straußenzucht, zumal da infolge des Regenmangels in der Großen Karoo selbst urbar gemachtes Land nur mit vielen Kosten und Schwierigkeiten unter künstlicher Bewässerung nutzbar gemacht werden kann, während der Strauß selbst unter Wassermangel gedeiht und mit den wilden Vögeln als Nahrung zufrieden ist. Dumbrody hat 300 Strauße, die in verschiedenen hohen Eisendraht-Einzäunungen untergebracht sind. Einige derselben sind sehr groß und enthalten 20—100 Vögel. Die Abteilungen für die Züchtung sind bedeutend kleiner und nur für je ein Paar bestimmt. Die Paare bedürfen der meisten Pflege und sind in der Nähe der Missionsstation untergebracht; täglich werden sie mit Mais gefüttert und haben durchschnittlich dreimal im Jahre Junge. Das Nest wird im sandigen Grunde vom männlichen Vogel mit seinen mächtigen Füßen ausgekratzt. Wenn eine Henne bereit ist zu legen, so giebt sie dies durch einen eigenartigen Laut des Schnabels zu verstehen. Sollte das Männchen dies nicht verstehen wollen, so legt das Weibchen die Eier an irgend einem beliebigen Platz; diese Eier sind verloren, da kein Hahn auf einem Neste brütet, welches er nicht selbst bereitet hat. Wenn der Hahn das Nest baut, drückt die Henne ihre Anerkennung aus, indem sie mit den Flügeln schlägt und mit dem Schnabel klappert; ist dasselbe fertig, so legt sie sofort das erste Ei und setzt dies jeden zweiten Tag fort, bis ungefähr 15 Eier gelegt sind. Im Brüten wechseln beide sich ab, der Hahn sitzt ungefähr von 4 Uhr nachmittags bis 8 oder 9 Uhr den folgenden Morgen. Erst nach sechs Wochen kriechen die Jungen aus. Dieselben werden sofort den Eltern abgenommen und in einem bedeckten sehr luftigen Stall in die Missionsstation gebracht, wo sie mit Alee, pulverisierten Knochen und Sandlörchen ernährt werden. Eigentümlich ist, daß beständig ein Mensch bei ihnen sein muß; sobald sie allein gelassen werden, fressen sie nichts. Wasser verlangen sie keines. Nach einem Monat läßt man die Jungen unter Aufsicht den ganzen Tag frei herumlaufen und sich ihre Nahrung selbst suchen. Sie drehen sich häufig übermüht im Kreise herum, oft bis sie hinsinken, ein Vergnügen, das sie bis ins

Alter treiben. Im Durchschnitt werden 130 Strauße jährlich großgezogen. Die Hennen behalten eine freundliche Gesinnung für den Menschen, die Hähne jedoch entwickeln bald ein höchst unangenehmes Temperament, und schon der Anblick eines Menschen bringt sie in blinde Wut; sie rennen gegen die hohe, starke, mehrreihige Eisendraht-Einfassung und fügen sich dabei nicht selten Schaden zu. Mit ihren gewaltigen Füßen und den großen Zehen schlagen sie so gewaltig zu, daß sie einen Mann leicht töten können. Dazu kommt ihre Geschwindigkeit; in einer Stunde kann ein Vogel 50—60 Kilometer zurücklegen. Einen großen Schaden fügen der Straußenfarm die Leoparden zu, die im vergangenen Jahre über zwanzig erwachsene Vögel töteten. Auch die wilden Hunde, die in Rudeln herumziehen, greifen erwachsene Strauße an und töten sie. Die Schakale thun den Eiern viel Schaden; sie rollen sie gegen einen großen Stein oder Baum, bis sie brechen, und saufen oder fressen den Inhalt. Nachdem die Hennen alle Eier gelegt haben und wenn die Vögel beständig breiten, ist die Gefahr der wilden Tiere geringer, da die brütenden Strauße mit ihrem dunkeln Gefieder von dem umgebenden Boden kaum zu unterscheiden sind. Das „Pflücken“ der Straußenfedern wird in sorgfamer Weise zur bestimmten Jahreszeit befohlen. Die Hennen werden hierfür in eine besondere Einzäunung getrieben. Die Hähne einzufangen ist schwieriger. Der Züchter bedeckt sich mit einem großen Zweige eines stacheligen Baumes, um den Hahn in Entfernung zu halten, sired dann Maiskörner dem Vogel vor, bis sie ihm derselbe schließ- lich aus der Hand frißt; er benützt dabei eine gute Gelegenheit, um dem Hahn eine wollene Kappe über den Kopf zu ziehen. So bald der Vogel nichts mehr sieht, kann er gelenkt werden wie ein Kind, und mit einer besonderen Schere werden ihm die langen Federn — die paar schneeweißen Schwanzfedern des Hahns sind die losbarsten — abgeschnitten. Die Enden und Wurzeln fallen von selbst heraus. Bewunderungswürdig stark sind die Brustmuskeln der Strauße. Wenn zwei Hähne kämpfen, so schlagen sie sich mit ihren Füßen gegenseitig so stark auf die Brust, daß man es gut eine Viertel englische Meile entfernt hören kann, und dabei fügen sie sich wenig oder keinen Schaden zu. —

Theater.

— **Ein Minister über das Volkstheater.** Bei der Beratung des Haushalts in der französischen Kammer nahm der Unterrichtsminister Lehgues zum Titel „Staatlich unterstützte Bühnen“ das Wort und entwickelte seine Anschauungen über die Aufgaben der staatlich unterstützten Bühnen in einer Demokratie. Er führte aus: „Die Schöpfung eines lyrischen und dramatischen Volkstheaters halte ich für etwas äußerst Wünschenswertes. Wir müssen uns bemühen, Geist und Herz der Menge immer mehr zu erheben. Der Geschmack, das Gefühl, das Verlangen des Schönen schaffen einen Luftkreis höherer Sittlichkeit, der einer Demokratie unentbehrlich ist. Man kann dieses Ziel auf verschiedenen Wegen erreichen. . . Die unterstützten Theater, meine ich, können und sollen am Werke der Volkserziehung mitarbeiten. Ich habe die Leiter dieser Bühnen versammelt und sie eingeladen, ihre Künstler an den ausgedehnten Veranstaltungen mitwirken zu lassen, die man „Abendvorstellungen“, „Volkshochschulen“ und „Gemeinsame Gedankenarbeit“ nennt. Wir können von den Arbeitern nicht verlangen, daß sie zu uns kommen. Wir müssen zu ihnen gehen. Man kann vom Arbeiter nicht verlangen, daß er abends eine weite Reise außerhalb seines Viertels mache. Das Theater, die Kunst müssen in seine Gegend kommen. Wie aber? Indem Sie von Zeit zu Zeit, bei festlichen Anlässen, Künstler der Oper und komischen Oper, der Comédie Française und des Opéra zu den Arbeitern schicken, die sich entschließen, nach harter Tagesarbeit von ihrer Abendruhe einige Stunden abzubrechen, um sich zu bilden, und von Wissenschaft, Philosophie, Dichtung und Kunst sprechen zu hören. Die Künstler sollen vor diesen Zuhörern die schönsten Stellen der Ton- und Bühnenstücke der hervorragenden klassischen und zeitgenössischen Bühnenwerke vortragen. . . Lassen wir in die Arbeiterschaft einen Strahl von Freude und Schönheit dringen, und wir leisten der Republik einen guten Dienst. . . Die fast unbeschränkte Freiheit, deren wir uns erfreuen, legt uns die Pflicht auf, feste Gesinnung, rechtschaffenes Urteil und stolze Herzen zu haben. Die reine und edle Kunst nun hat eine unvergleichliche erzieherische Tugend. Erheben und stärken wir Geist und Gemüt durch den vertrauten Umgang mit dem Schönen. Erziehen wir die Menge zur Sittlichkeit durch den Anblick, das Anhören des Volkstheaters und Edelsten, was der Menschengeist hervorgebracht hat, statt nutzlos zuzusehen, wie sie verderbt wird durch das Schauspiel umgesunder Werke, die weder durch Geist noch durch Vorzüge der Form für die Niedrigkeit und Gemeinheit des Inhalts entschädigen.“ —

Kulturgehichtliches.

— **Ueber Schrift und Schreibgeräte verschiedener Völker und Zeiten** hielt Dr. Kay einen Vortrag im Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes“. Nachdem der Redner als die ältesten Schreibstoffe Stein und Thon angeführt hatte, ging er, wie die „Voss. Jtg.“ berichtet, zu der arabischen Schrift über, die in der heutigen Türkei angewendet wird. Man schreibt dort allgemein mit der Rohrfeder, dem sog. Kalam. Eigentümlich sind die Behälter, die zum Tragen und Aufbewahren des Schreibzeuges benützt werden. Sie stellen sich als ein Penal dar mit daran befestigtem Dinten-

behälter. In neuerer Zeit sind sie aus Metall, in glatter wie geprägter Ausföhrung. Es wird mit ihnen ein so großer Luxus in der Türkei getrieben, daß es Tintenzeuge bis zu 100 M. und darüber giebt. Die heutigen Metall-Tintenzeuge haben die Form eines kleinen an die Seite gesteckten Dolches. Das Tintenfaß, das angelötet ist, enthält einen Baumwollenbausch mit flüssiger Tinte, der bei der Benutzung mit Wasser übergossen wird, wo dann der Kalkan hineingetaucht wird. In Indien wird ebenfalls seit alter Zeit her mit der Rohrfeder geschrieben, und zwar ist die Schrift eine Farschrift. Die Nihischrift, bei der man in Palmblätter mit einem Stahlstift Zeichen einritz, ist in Indien verschwunden, wird dagegen bei den Laos auf Siam noch geübt. Sonst ist Siam eigentümlich eine Schreibschrift, indem auf Papier mit Speckstein in weißer, grauer und gelber Farbe geschrieben wird, wobei Papier und Bücher natürlich schwarz sind. Sehr originell ist die Schrift der Chinesen und Japanesen. Hier wird ebenfalls mit Farbe geschrieben, und das einzige Schreibzeug ist der Pinsel, dessen Handhabung zu solcher Vollkommenheit ausgebildet ist, daß man das Schreiben dort zum Kunstgewerbe rechnen kann. Eine schlechte Schrift, wie bei uns, giebt es in China fast gar nicht. Die kleinen Chinesen lernen schreiben, indem man ihnen zuerst einen riesengroßen Pinsel in die Hand giebt, mit dem riesige Buchstaben entstehen; dies hat den großen Vorteil, daß die Zeichen jede Eigenart der Schrift, aber auch jede kleine Abweichung und jeden Fehler klar erkennen lassen. Die Schriftzeichen geben in China ganz bestimmte Begriffe, nicht Silben wieder wie bei uns. Europäer können daher auch chinesische Bücher lesen, ohne die Sprache zu kennen, wenn sie nur die Bedeutung der Zeichen erlernt haben. Sonderbar muten uns die chinesischen Visitenkarten an. Sie sind geschrieben, nicht etwa gedruckt, länger und breiter wie eine menschliche Hand und stets aus feuerrotem Papier. Wer ganz nobel sein will, läßt die Karte durch einen Diener in einer kleinen Visitenkassette neben sich hertragen. Auch in Japan wird auf vorzügliches Schreiben so hoher Wert gelegt, daß der Japaner im Staatsexamen eine besondere Prüfung im Schreibweisen ablegen muß. Für die chinesische und japanische Schrift werden in neuerer Zeit von einer Berliner Firma auch moderne Stahlfedern mit gutem Erfolge hergestellt. Nachdem der Medner sodann Leghptens mit seinen Papyrus und seinen Schreibkästen gedacht hatte, ging er auf Europa über, wo die Griechen und Römer sich zuerst des Rohrpinzels der Papyrusstängel und des Italans der Kegypter bedienten; die letzteren daneben aber auch die mit Wachs überzogenen Tafeln hatten, in die mit Hilfe des Stils, eines aus Eisen, Knochen oder Holz gefertigten Nigers, Aufzeichnungen eingeritzt wurden. Der Kalkan der Römer unterchied sich von dem indischen durch seine hohle Form, wodurch es möglich wurde, schöne und vollkommene Schriftzüge zu schaffen. Medner zeigte dann, wie aus der Rohrfeder, dem Kalkan sich ganz allmählich, in Anpassung an das Bedürfnis, die heutige Stahlfeder entwickelt habe. In Gegenden, in denen der für den Kalkan erforderliche Rohstoff nicht zu beschaffen war, griff man bald zur Vogelfeder und zwar von Anfang an vorzugsweise zur Gänsefeder, zuweilen auch zur Adler- und Schwanefeder, die dauerhafter waren. Mit der Steigerung der Schreibkunst infolge der Vermehrung der Volkbildung und Verkehrsentwicklung wurde die Unständigkeit der Selbstbereitung des Schreibinstruments immer drückender empfunden, und so waren dann lange vor Herstellung der Stahlfeder schon Schneidwerkzeuge im Gebrauch, welche zur rationellen Anfertigung von Schreibfedern dienen. Im Jahre 1808 kam der Schreiblehrer Bürger in Königsberg i. Pr. auf die Idee, die Federpose in zwei Stücke zu zerschneiden, jedes Stück vorn zuzuspitzen und mit einem Spalt zu versehen, es war dies die Methode, die wir heute anwenden, wenn wir unsere Stahlfedern in die Federhalter stecken. Er beabsichtigte auch die „Federkanäbel“, wie er sie nannte, aus Metall anzufertigen. Die Stahlfeder wurde jedoch nachweislich zuerst 1803 in Birmingham von Samuel Harrison angefertigt. Als die Stahlfeder bei uns bekannt wurde, ging die Entwicklung jedoch viel schneller vor sich als in England. Nachdem 1852 oder 1853 die Spindelpresse in Deutschland bekannt geworden, baute Bländerg in Berlin die ersten derartigen Maschinen zur Stahlfederfabrikation, und im Oktober 1856 wurden die ersten deutschen Stahlfedern fabrikmäßig hergestellt.

Physiologisches.

t. Die Pupille des menschlichen Auges ist häufig für die ärztliche Beobachtung höchst bedeutsam, da sie das Vorhandensein mancher Krankheit zunächst allein anzeigt, die sonst ganz verborgen bleiben würde. Besonders trifft dies zu für gewisse sehr gefährliche Krankheitszustände im Gehirn. Wenn z. B. eine akute Entzündung im Gehirn oder den Gehirnhäuten begonnen hat, wenn sich eine Gehirnblutung vorbereitet, oder wenn endlich eine Geschwulst in der Entstehung begriffen ist, so läßt sich die Gefahr zunächst daran erkennen, daß sich die Pupille des Auges zusammenzieht. Zu der gleichen Erscheinung führt ein übermäßiger Gebrauch gewisser Stoffe, z. B. bei chronischer Tabakvergiftung findet sich ebenfalls eine Zusammenziehung der Pupille ein. Damit ist aber die Vielseitigkeit der Erscheinung noch nicht erschöpft. Eine Verengung der Pupille wird auch zu Beginn eines Anfalls von Hysterie oder Epilepsie beobachtet. Die direkte Veranlassung ist stets in einer Lähmung der Muskeln zu suchen, die die Ausdehnung der Pupille bewirken. Bei Uhrmachern und Goldarbeitern, die durch ihre Arbeit genötigt

werden, Gegenstände fortbauend aus einer sehr geringen Entfernung zu betrachten, pflegt sich die Pupille ebenfalls ungewöhnlich zu verengen, in diesem Falle als Folge der Gewohnheit. Ein amerikanischer Arzt Dr. Hoben erörtert im „Boston Medical Journal“ die Frage, in welchem Zustande sich die Pupille während des Schlafes befindet. Einmal Tages wurde ein schlafendes Kind zu ihm gebracht mit dem Bemerken, daß es vom Tisch gefallen wäre, sich den Kopf geschlagen hätte und darauf in einem Zustande der Bewußtlosigkeit geblieben wäre. Eine Untersuchung der Pupille zeigte, daß diese nicht zusammengezogen war und zunächst schloß der Arzt daraus, daß eine Gehirnverletzung vorläge. Während der weiteren Untersuchung jedoch erwachte das Kind und alsbald kehrten die Pupillen zu ihrer natürlichen Größe zurück. Es ist daraus der Schluß zu ziehen, daß die Pupillen der Augen sowohl während des Schlafes als während einer Ohnmacht zusammengezogen sind. Diese Thatsache ist wichtig, da die Zusammenziehung der Pupillen während eines Schlaf- oder Ohnmachtszustandes schon manchen Arzt irregeleitet hat, besonders weil sie sich auch dann nicht ausdehnen, wenn das zwangweise während des Schlafes geöffnete Auge vom Licht getroffen wird. Sobald aber der Patient erwacht, so stellt sich die gewöhnliche Bewegung der Pupille ein, vermöge derer sich das Auge dem Lichte anpaßt.

Humoristisches.

- Unglück. Freund: „Vorüber bist Du denn so verzweifelt?“
- Arzt: „Ich schickte Fräulein Eulalia ein Rezept zu gegen ihren Husten, und da hat sie so lange dran rumstudiert, bis sie aus meiner etwas schwer leselichen Handschrift eine Liebeserklärung herauslas und nun schreibt sie mir, daß sie meinen Heiratsantrag angenommen habe.“
- Schönes Wort. Schauspieler: „Wenn ich jetzt nicht bald höhere Gage kriegen, komme ich in Not.“
- Direktor: „Aber, so mächtigen Sie doch Ihre Gagerage.“
- Vereinfachung. Photograph: „Warum spizen Sie denn den Mund so?“
- Herr (der sich Ansichtspostkarten mit Photographie machen läßt): „Ach, die Karten sind für meine Braut bestimmt und da brauche ich dann nichts weiter draufzuschreiben!“

(Reggend. Hum. Bl.)

Notizen.

- Eine große internationale Kunstausstellung in Berlin wird nach fünfjährigem Zwischenraum wieder im nächsten Jahre stattfinden.
- Fehdeaus Schwant „Madame de chez Maxim“ ist von der Dresdener Censur verboten worden.
- Das deutsche Kunstgewerbe auf der Pariser Weltausstellung wird wesentlich unter dem Zeichen des modernen Stils stehen. Wie das „V. Z.“ erfährt, werden ausstellen: von den Berlinern: Ekmann (Möbel, Bucheinbände, Tapeten), Melchior Lechter (Sonderausstellung, besonders Glasfenster, Möbel, Teppiche), Köpping (Krugläser), die Künstlerkolonie Darmstadt (kollektiv (Peter Behrens, Obrist und Christianien); von den Münchenern die Gruppe „Kunst und Handwerk“, vor allem Jannaiel und Gabriel Seidl, Meierschmid; auch die Dresdener und das badische Kunstgewerbe werden in Sonderausstellungen vertreten sein, ebenso die Porzellan-Manufakturen von Berlin, Meissen und Nymphenburg.
- Das Pariser Théâtre lyrique de la Renaissance giebt Gluck's „Phigénie in Lauris“ und hat damit einen vollen künstlerischen Erfolg erzielt. In nächster Zeit wird an der Seine erstmalig Mozarts „Idomeneus“ aufgeführt werden.
- Leo Tolstoi ist von seiner Krankheit vollständig genesen und hat seine literarische Thätigkeit wieder aufgenommen.
- Eine hauerliche Operntuppe hat die Witwe des Opernkomponisten Serow in Rußland zusammengestellt und ausgebildet, die russische Opern, in erster Reihe die ihres verstorbenen Gatten, aufführen soll. Mit der in Rußland sehr beliebten Sierow'schen Oper „Noaneda“ soll der Anfang gemacht werden.
- Das „astronomische Datum“. Die Pariser Sternwarte wird vom 1. Januar 1900 ab in allen ihren Veröffentlichungen den Tag nicht mehr wie bisher von Mittag bis Mittag, sondern in Uebereinstimmung mit der bürgerlichen Zeitrechnung von Mitternacht zu Mitternacht rechnen, dabei aber die Stunden von 0 bis 24 durchzählen, also statt 1 Uhr nachmittags 13 Uhr setzen und so fort. Die übrigen französischen Sternwarten werden sich dieser Neuerung wohl bald anschließen. Sie ist übrigens in den englischen astronomischen Jahrbüchern bereits seit zehn Jahren in Gebrauch. In den übrigen Ländern, insbesondere auch in Deutschland, wird vorläufig noch ziemlich allgemein an der Zählung von Mittag zu Mittag festgehalten.